

Giovanni Maio (Hg.)

Vertrauen in der Medizin

Annäherungen an ein Grundphänomen
menschlicher Existenz

HERDER 

FREIBURG · BASEL · WIEN



© Verlag Herder GmbH, Freiburg im Breisgau 2023

Alle Rechte vorbehalten

www.herder.de

Satz: Carsten Klein, Torgau

Herstellung: Hubert & Co. GmbH & Co. KG, Göttingen

Printed in Germany

ISBN Print 978-3-451-39457-7

ISBN E-Book (EPUB) 978-3-451-83010-5

ISBN E-Book (PDF) 978-3-451-83012-9

Inhalt

Vertrauen. Wachstums- und Überlebensfaktor für Psyche und Körper.....	7
<i>Joachim Bauer</i>	
Wie kommt Vertrauen zustande?	27
<i>Wilhelm Schmid</i>	
Vom Vertrauen in ärztlicher Praxis	41
<i>Gerd B. Achenbach</i>	
Vertrautheit und Vertrauen. Zur affektiven Grundlage gemeinsamer Realität	63
<i>Thomas Fuchs</i>	
Die therapeutische Bedeutung des Vertrauens.....	87
<i>Matthias Girke</i>	
Medizin als Treue zum sozialen Auftrag. Zum Verhältnis von Vertrauen, Versprechen und Treue.....	111
<i>Giovanni Maio</i>	
Urvertrauen, erstes Willkommen und erstes Erzählen	125
<i>Brigitte Boothe</i>	
Vertrauen – kopf- oder bauchgesteuert?	149
<i>Rosemarie Mielke und Greta Müller</i>	

Erfahrungsbasiertes Vertrauen. Über die Herstellung von Gewissheit jenseits des Berechenbaren.....	175
<i>Fritz Böhle</i>	
Verletzlichkeit, Sensibilität und der Wert des Vertrauens	211
<i>Martin Endreß</i>	
Vertrauen und Verletzlichkeit. Wie wir ausgesetzt sind	235
<i>Christina Schües</i>	
Vertrauensvolle Arzt-Patienten-Beziehung durch das Recht?.....	261
<i>Gunnar Duttge</i>	
Unbesorgt sein (lassen). Im Zeichen ursprünglichen Anvertrautseins verlorenes und zu erneuerndes Vertrauen ...	287
<i>Burkhard Liebsch</i>	
Verzeichnis der Autorinnen und Autoren	318

Vertrauen.

Wachstums- und Überlebensfaktor für Psyche und Körper

Joachim Bauer

Einleitung

Das Thema – »Vertrauen als Wachstums- und Überlebensfaktor für Psyche und Körper« – soll in drei Schritten angegangen werden. In einem ersten Schritt soll versucht werden, dem Phänomen des Vertrauens mit einigen allgemeinen, beschreibenden Betrachtungen näherzukommen. Da der Titel dieses Beitrages das Vertrauen mit dem Aspekt des Wachstums in Beziehung setzt, sollen im zweiten und dritten Teil der nachfolgenden Ausführungen die persönlichen Wachstumsmöglichkeiten angesprochen werden, die sich durch gegenseitiges Vertrauen aufbauen. Die Wachstumspotentiale des Vertrauens betreffen nicht nur die *äußeren* Verhältnisse, sondern auch die *innerpsychische* Situation der Beteiligten. Der zweite Teil dieses Beitrages soll sich daher mit den Veränderungen der inneren Situation befassen, die sich bei Menschen ereignen können, die sich vertrauensvoll aufeinander einlassen. Vertrauen kann das Selbst der Beteiligten in Bewegung bringen und verändern. In einem dritten Schritt soll der im zweiten Teil gewählte Ansatz weitergeführt werden. Ich möchte dort einen Blick auf den Beginn des Lebens und auf die Kindheit werfen und darlegen, dass das Vertrauen als Geburtshelfer und Wegbegleiter der Selbst-Entwicklung des Menschen bezeichnet werden kann.

1. Phänomenologie (beschreibende Betrachtung) des Vertrauens

Beim Vertrauen handelt es sich, allgemein gesprochen, um ein spezifisches, in sozialen Situationen im Allgemeinen und in zwischenmenschlichen Beziehungen im Besonderen anzutreffendes Verhältnis. Vertrauen kann sich nicht nur von einem zu einem anderen Menschen, sondern auch im Verhältnis zu Systemen entwickeln, zum Beispiel zum demokratischen Staat, zur Justiz, zur Stabilität des Geldwertes, zum Gesundheitssystem, zu den Bildungseinrichtungen eines Landes oder zur Verlässlichkeit der Informationsmedien. Vertrauen gegenüber Systemen wird nicht Thema meines Vortrages sein, obwohl Systeme – denken wir an die medizinische Versorgung oder an unsere Bildungseinrichtungen – für das Wachstum und Gedeihen des Menschen, im Falle des Gesundheitssystems auch für das Überleben große Relevanz haben. Vertrauen lässt sich differenzieren in reflexives (Risiken abwägendes), habituelles (gewohnheitsmäßiges) und »fungierendes« (persönliches, das eigene Selbst tangierendes) Vertrauen.¹ Zwischen diesen Spielarten des Vertrauens zu differenzieren macht Sinn, die drei Modi können jedoch ineinander übergehen oder miteinander kombiniert sein: Beim »fungierenden« Vertrauen, zum Beispiel in einer Liebesbeziehung, kann sich Habituation einstellen, ebenso wie – etwa im Falle auftretender Eifersucht – plötzlich auch Risikoabwägungen ins Spiel kommen können. Bei habituellem Vertrauen, etwa bei der Benutzung eines Busses des öffentlichen Nahverkehrs, können, je nach Fahrweise des Busfahrers, schlagartig Risikoabwägungen oder auch »fungierende« Elemente ins Spiel kommen. Die neuerdings von soziologischer

1 Endreß, M. (2015).

Seite zu hörende Behauptung, Niklas Luhmann habe in seinem klassischen Text zum Thema Vertrauen nur das reflexive, durch bewusste Risikoabwägungen gekennzeichnete Vertrauen abgehandelt, beruht, wie eine sorgfältige Lektüre seines Textes zeigt,² auf einem Irrtum. Die nachfolgende Betrachtung wird sich auf das interpersonelle Vertrauen beschränken, das sich zwischen – vorzugsweise zwei – Personen einstellen oder auch ausbleiben kann.

Wenn zwei Menschen miteinander zu tun haben, also in irgendeiner Weise Umgang miteinander pflegen, befinden sich beide, wenn ihr Verhältnis nicht in irgendeiner Weise geregelt ist, in einer prekären Situation. *Die Beteiligten spüren das auch dann, wenn ihnen dies nicht – oder nur ahnungsweise – bewusst ist.* Das untergründig Prekäre wird nicht nur dann deutlich, wenn wir, obwohl wir öffentliche Verkehrsmittel in der Regel sorglos benutzen, nachts an einer Bus-Haltestelle oder in der U-Bahn einem Fremden begegnen. Eine langjährig verheiratete Patientin hatte erlebt, dass sie bei einer mit ihrem Ehemann durchgeführten Gletschertour in eine Gletscherspalte stürzte und ihr Leben an der Sicherung durch ihren Ehemann hing. Dritte waren

2 Luhmann, N. (2014). Luhmann deckt hier nicht nur das reflexive, sondern auch das habituelle und das »fungierende« Vertrauen sehr wohl ab. Dies sei hier nur an zwei Beispielen – pars pro toto – veranschaulicht. Habituelles Vertrauen findet bei Luhmann Erwähnung: »Wer sich unbewaffnet unter Mitmenschen begibt, vertraut ihnen, ohne heutzutage ernstlich die Alternative zu erwägen, ein Schwert oder eine Pistole mit sich herumzuschleppen.« (Luhmann, N. (2014), 29) »Fungierendes« Vertrauen kommt ebenso zur Sprache: Luhmann spricht hier von der Möglichkeit, »dass das Vertrauensobjekt für die innere Struktur der Erlebnisverarbeitung eine unentbehrliche Funktion erfüllt und eine Erschütterung des Vertrauens sehr weitreichende Folgen für das Selbstvertrauen haben würde.« (Luhmann, N. (2014), 33) Der Irrtum, Luhmanns klassischer Text behandle nur das reflexive, kalkulierende Vertrauen, beruht vermutlich auch darauf, dass fälschlicherweise angenommen wird, Luhmann habe mit seinen expliziten Darlegungen zur Komplexitätsreduktion und Risikowahrnehmung nur bewusst vorgenommene, explizite Vertrauens-Interaktionen beschreiben wollen. Ein sorgfältiges Studium seines Textes zeigt, dass das nicht der Fall ist, sondern dass Luhmann davon ausgeht, dass die von ihm vorgenommenen Analysen auch (beziehungsweise weithin) implizit, unbewusst ablaufende Vorgänge beschreiben.

nicht anwesend. Die Ehe war, wie die meisten Ehen, nicht konfliktfrei. Ihre Ausführungen zu diesem Ereignis ließen nicht nur erkennen, wie untergründig prekär jede zwischenmenschliche Beziehung ist, sondern auch, wie »fungierendes« Vertrauen und Risikoabwägung (im Falle der Patientin mit Blick auf künftige Touren) ineinander übergehen können. Der Grund für das nicht nur in solchen Fällen, sondern grundsätzlich Prekäre an zwischenmenschlichen Begegnungen ist nicht – wie Thomas Hobbes meinte – eine natürlich gegebene Bösartigkeit des Menschen. Nach übereinstimmender Erkenntnis aller Experten der Sozialen Neurowissenschaften kann davon keine Rede sein. Der an den Universitäten Mannheim und Heidelberg tätige Andreas Meyer-Lindenberg, der weltweit zu den renommiertesten Vertretern des Forschungsgebietes der Sozialen Neurowissenschaften zählt, schrieb in einem Beitrag für die Zeitschrift »Science«: »Humans in general prefer prosocial, altruistic, fair, and trusting behaviors, which have a genetic basis.«³ Der tatsächliche Grund für das grundsätzlich Prekäre am zwischenmenschlichen Umgang ist also nicht, dass wir Mitmenschen regelhaft Böses unterstellen müssten, sondern die *Freiheit* des anderen Menschen. Es ist die Freiheit des Anderen, die jeden zwischenmenschlichen Umgang dann, wenn sie nicht in etwas eingebettet wäre, unberechenbar machen würde. Dieses »Etwas« ist das Vertrauen.

Vertrauen ist auf die Freiheit des anderen bezogen, wie Niklas Luhmann vor Jahren in seinem Klassiker über das Vertrauen schrieb.⁴ Vertrauen ist, rein deskriptiv formuliert, die Erwartung des

3 Meyer-Lindenberg, A. (2008), 779.

4 Vgl. Luhmann, N. (2014), 38: »Alle drei Strukturkomponenten der Vertrauensbeziehung [...] bestätigen unsere Vermutung, daß es beim Vertrauen um die Reduktion von Komplexität geht, und zwar speziell um jene Komplexität, die durch die Freiheit des anderen Menschen in die Welt kommt.«

Vertrauenden, dass der Andere, als der Empfänger meines Vertrauens, seine Freiheit innerhalb einer von mir erwarteten Bandbreite handhaben wird. Diese Erwartung kann explizit und damit bewusst oder auch implizit und dann häufig zugleich unbewusst sein. Seine soziale Kontingenz, also seine Anhaftung an das erwartete zukünftige Verhalten eines anderen Menschen, unterscheidet das Vertrauen von der Hoffnung. Vertrauen ist einerseits mehr als Hoffnung. Andererseits kann Vertrauen der Person, die vertraut, aber auch nicht als »Gewissheitsäquivalent«⁵ dienen, wie Luhmann das nannte. Vertrauen ist also immer mit einem (mehr oder weniger oder gar nicht bewusst wahrgenommenen) Risiko verbunden – nämlich mit dem Risiko des Vertrauensbruchs oder der Enttäuschung. Vertrauen ist ein Wagnis, es riskiert die Bestimmung des zukünftigen Geschehens innerhalb einer zwischenmenschlichen Beziehung. Insofern konstituiert Vertrauen ganz wesentlich das, was wir Beziehung nennen. Der Vertrauende geht (implizit / unbewusst oder explizit / bewusst) davon aus, dass sich das Handeln des anderen innerhalb einer Bandbreite abspielt, deren Grenzen durch die Erwartungen des Vertrauenden gesetzt werden. Ohne ein Minimum an Vertrauen könnten wir nicht nur keinen Schritt vor die Tür tun, nicht am Straßenverkehr teilnehmen, von einer nächtlichen Fahrt in einem öffentlichen Verkehrsmittel ganz zu schweigen. Wir könnten auch keine zwischenmenschlichen Beziehungen eingehen, seien sie geschäftlicher oder persönlicher Art.

Da das Vertrauen, wie schon gesagt, kein »Gewissheitsäquivalent« ist, ist es an implizit oder explizit unterstellte Voraussetzungen auf Seiten des Vertrauens-Empfängers gebunden, die wir uns etwas näher anschauen sollten. Eine erste, unverzichtbare Voraus-

5 Luhmann, N. (2014), 15.

setzung für die Vergabe von Vertrauen ist, dass sich der Vertrauende mit dem Empfänger oder den Empfängern seines Vertrauens in einer gemeinsamen Wirklichkeit weiß. Dies besagt, dass beide, Vertrauen gebende und Vertrauen empfangende Menschen, die Welt in ähnlicher Weise erleben und sich in einem Konsens darüber befinden, welche Handlungsweisen Sinn machen und welche nicht. Dass das Fehlen eines Konsenses über Wahrheit, Sinn und Werte Vertrauen erschweren kann, zeigen die Schwierigkeiten, die bei interkulturellen Begegnungen auftreten können, wobei sich diese, da wir alle Menschen sind, durchaus auch überwinden lassen. Ein nicht überwindbares Hindernis für die Entwicklung von Vertrauen sind völlig andere Welten, in denen sich zum Beispiel ideologisch verblendete oder fanatisierte Menschen befinden. Auch gegenüber Patienten, die von einer antisozialen Persönlichkeitsstörung oder einer akuten Psychose betroffen sind, kann kein Vertrauen entstehen. »Dem Chaos kann man nicht vertrauen«,⁶ wie es Luhmann lakonisch formulierte. Vertrauen kann nur dort geschenkt werden, wo belastbare Anhaltspunkte dafür vorliegen, dass mein Gegenüber mit den Möglichkeiten, die sich ihm durch mein Vertrauen eröffnen, sich mir und anderen gegenüber verantwortungsvoll verhält. Mein Gegenüber muss sich einer gemeinsamen sittlichen Verantwortung verpflichtet wissen. Eine solche Abschätzung lässt sich nur vornehmen, wenn der Vertrauende Erfahrungen mit der Person des Vertrauensempfängers gemacht hat. Stellvertretend für eine solche Erfahrung durch mich selbst kann in besonderen Fällen auch die Erfahrung einer dritten Person sein, der ich vertraue und die mir die Vertrauenswürdigkeit meines Gegenübers stellvertretend garantiert.

⁶ Luhmann, N. (2014), 47.

Zu einer ersten Annäherung an das Phänomen des Vertrauens, wie ich sie hier zu unternehmen versuche, gehört die Erwähnung einer bedeutsamen praktischen Konsequenz des Vertrauens. Indem die Vertrauen schenkende Person ihrem Gegenüber vertraut, macht sie ihr das Angebot einer bestimmten gemeinsamen Zukunft. Während Vertrauen also einerseits den »Absprung in eine immerhin begrenzte und strukturierte Ungewißheit«⁷ bedeutet, um noch einmal Luhmann zu zitieren, erschließt Vertrauen andererseits für beide Seiten gewaltige Handlungsmöglichkeiten. Ein solcher Zuwachs an Handlungsmöglichkeiten ergibt sich nicht nur daraus, dass die Vertrauenspartner unmittelbar miteinander kooperieren, sondern auch dadurch, dass das Vertrauen beiden Seiten – unabhängig voneinander – neue Freiräume und Möglichkeiten der persönlichen Entwicklung erschließt. Wie das? Indem man sich vertraut, erspart sich die vertrauende Person die Notwendigkeit, zur Sicherstellung eines erwartbaren Ablaufs der Dinge den Anderen engmaschig kontrollieren oder ständig die eigene Macht spüren lassen zu müssen. Auch für die Person, der Vertrauen geschenkt wurde, eröffnen sich neue Freiräume, die es ihr zum Beispiel ermöglichen, je nach Vermögen ihre Kreativität einzubringen und dabei die an sie gerichteten Erwartungen möglicherweise sogar zu übertreffen. *Vertrauen ermöglicht also Wachstum.*

Ungeachtet seiner positiven Aspekte bleibt Vertrauen – vor allem für den Vertrauenden, oft aber durchaus für beide Beteiligte – mit einem Risiko behaftet, unabhängig davon, ob dieses Risiko bewusst-reflektiert oder implizit-unreflektiert eingegangen wird. Enttäuschtes oder gebrochenes Vertrauen kann erhebliche Schäden zur Folge haben, nicht nur äußere, sozusagen praktische Schäden, sondern

7 Luhmann, N. (2014), 40.

auch die Psyche der beteiligten Personen betreffende innere Schäden – ein Aspekt, auf den im zweiten Teil meiner Ausführungen eingegangen werden soll. Zur Minimierung oder Vermeidung dieser Schäden muss die vertrauende Person ihre Risikobereitschaft unter Kontrolle halten. »Der Vertrauende muß sich einen Rest von Mißtrauen bewahren [...]«,⁸ um nochmals Luhmann zu bemühen. »Das Vertrauen in Systeme als Ganzes kann, [...] entscheidend davon abhängen, daß an kritischen Stellen das Vertrauen unterbrochen und Mißtrauen eingeschaltet wird.«⁹ Dieses Diktum gilt sowohl für das reflexive als auch für das habituelle und nicht weniger auch für das »fungierende« Vertrauen. Welches Unheil und welche geradezu immensen äußeren Schäden sich aus unkritischem Vertrauen ergeben können, ist in der internationalen Politik zu besichtigen.¹⁰ Dass einige Akteure in den Jahren vor Beginn des Ukraine-Krieges unkritischer waren als andere, mag durchaus sein. Der Jagdeifer, mit dem sich alle politisch Beteiligten nach Beginn dieses Krieges aber nachträglich gegenseitig die Schuld für die zu große Vertrauensseligkeit gegenüber Russland zuzuschieben versuch(t)en, zeigt vor allem eines: nämlich wie unerträglich sich enttäuschtes Vertrauen anfühlen kann und wie furchtbar die faktischen Folgen sein können.

2. Zur inneren Situation der Vertrauenspartner

Wie eingangs angekündigt, soll sich der zweite Teil dieses Beitrages mit den Veränderungen der inneren Situation von Menschen be-

8 Luhmann, N. (2014), 125.

9 Luhmann, N. (2014), 124.

10 Als dieser Text verfasst wurde, war der von Russland in der Ukraine angezettelte Krieg gerade einige Wochen alt.

fassen, die sich vertrauensvoll aufeinander einlassen. In den Blick genommen werden sollen neben den persönlichen Wachstumsmöglichkeiten auch die Beschädigungen, die sich aus misslungenen Versuchen zu vertrauen ergeben können. Tatsächlich betrifft das Schenken und Empfangen von Vertrauen nicht nur die äußeren Umstände, in denen wir uns bewegen, und wirkt sich nicht nur auf diese aus. Damit wir uns auf einigermaßen sicherem Grund wissen, sollen hier einige neurowissenschaftliche Erkenntnisse ihren Platz finden, bevor wir uns dann anschauen, in welcher Beziehung das Vertrauen mit dem Inneren der Person, mit dem »Selbst« des Menschen steht. Der US-amerikanische Systembiologe Frank Krueger und der bereits erwähnte Andreas Meyer-Lindenberg haben die zahlreichen zum Thema Vertrauen vorliegenden neurowissenschaftlichen Einzelbefunde kürzlich in einem sogenannten neuro-psycho-ökonomischen Modell zusammengefasst.¹¹

Am Zustandekommen von Vertrauen sind spezifische neurobiologische Strukturen beteiligt. Die Aktivierung der im Mittelhirn ansässigen neuronalen Belohnungssysteme belohnt den Menschen mit »Wohlfühl-Botenstoffen« (vor allem mit Dopamin). Dies geschieht vor allem dann, wenn gutes zwischenmenschliches Einvernehmen in Aussicht steht oder gegeben ist. Dies wiederum ist dann der Fall, wenn eine Person erlebt, dass ihr Vertrauen geschenkt wird, aber auch dann, wenn jemand die Voraussetzungen als gegeben ansieht, einem anderen Menschen Vertrauen zu schenken. Wenn Personen demgegenüber aber wahrnehmen müssen, dass ihnen nur geringes oder gar kein Vertrauen geschenkt wird, kommt es zu einer Aktivierung der vorderen Inselregion, die bei allen sozial aversiven Situationen ins Spiel kommt. Zu einer Aktivierung der Mandelker-

11 Krueger, F. / Meyer-Lindenberg, A. (2019).

ne – sie sind das neuronale Korrelat von Gefühlen der Angst und Aggression – kommt es im Zusammenhang mit Vertrauen dann, wenn das Vertrauensrisiko besonders hoch ist, aber auch dann, wenn ein Vertrauensbruch droht oder stattgefunden hat. Interessanterweise zeigen Menschen mit einer organischen Beschädigung der vorderen Inselregion oder der Angstsysteme eine pathologisch gesteigerte Vertrauensseligkeit.

Keine der genannten neurobiologischen Strukturen trifft eine Entscheidung, sie wirken lediglich an ihrem Zustandekommen mit. Als neuronaler Integrator dienen die sogenannten Selbst-Netzwerke, die ihren Sitz in der unteren und oberen Etage des Stirnhirns haben. Dort, im ventromedialen (»untere Etage«) sowie im dorsolateralen (»obere Etage«) Präfrontalen Cortex, befinden sich die neuronalen Korrelate des Selbstgefühls. Diese Netzwerke werden benutzt, wenn das Selbst eines Menschen die Entscheidung trifft, zu vertrauen oder nicht zu vertrauen. Das Selbst kommt nicht nur dann ins Spiel, wenn jemand Vertrauen schenkt, sondern auch bei denjenigen, denen vertraut wird – oder nicht vertraut wird. Um die Involvierung des Selbst näher zu betrachten, können wir die neuronalen Aspekte wieder verlassen und den Blick ganz auf die subjektive Seite des Erlebens richten.

Gelingende zwischenmenschliche Beziehungen sind ein neurobiologisch verankertes menschliches Grundbedürfnis. Ohne Vertrauen lässt sich dieses Bedürfnis nicht stillen. Zum Vertrauen gibt es auf Dauer daher keine vernünftige Alternative. Wer Vertrauen schenken will, dessen Verhalten muss vertrauensvoll sein und sich vertrauensvoll darstellen (diese Aussage meint hier nicht den Fall eines kalkulierenden oder täuschenden Vorgehens, obwohl auch ein solches selbstverständlich denkbar ist). Denken wir an die Situation zwischen Vorgesetzten und Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern, zwi-

schen guten Freundinnen oder Freunden, zwischen Eltern(teil) und Kind oder an die Beziehung zwischen Liebenden. Im Vorhinein angekündigte Kontrollen oder Sanktionen (mit Blick auf den Fall eines befürchteten Erweises fehlender Vertrauenswürdigkeit) können das Vertrauensverhältnis erheblich stören, ebenso aber auch eine im Vorhinein in Aussicht gestellte Belohnung für Vertrauenswürdigkeit. Aus Vertrauen würde dann ein reines Geschäft werden. Jede vertrauende Person wird also versuchen, einerseits wahrhaft vertrauensvoll zu sein und ihr Verhalten entsprechend darzustellen. Vernünftigerweise kann sie dessen ungeachtet aber nicht ganz darauf verzichten, die Vertrauenswürdigkeit ihres Gegenübers kritisch im Auge zu behalten. Beides muss vom Selbst der vertrauenden Person – oder, neurobiologisch betrachtet, vom neuronalen Integrator – gegeneinander abgewogen werden. Wenn ich *nach* einer solchen Abwägung nun also vertraue, vertraue ich nicht nur einem anderen Menschen, sondern immer auch der Urteilskraft meines Selbst! *Wenn eindeutige Indizien in der Folge erkennen lassen sollten, dass das geschenkte Vertrauen entweder von Anfang an ein Irrtum war, oder dass das Vertrauen nicht mehr aufrechterhalten werden kann, dann müsste man sich nicht nur eine Blamage oder einen eventuellen äußeren Schaden eingestehen. Weit schmerzhafter kann der angerichtete innere Schaden sein, nämlich eine Erschütterung des Selbst-Vertrauens und die gegenüber dem sozialen Umfeld empfundene Scham.*

Sich als vertrauende Person eine Fehleinschätzung eingestehen zu müssen, ist, weil sie den Kern des eigenen Selbst berührt, eine schmerzhaft Angelegenheit. Dies erklärt, warum man sich ein tatsächliches Scheitern des Vertrauens oft nur ungern oder gar nicht eingestehen möchte, und warum ein solches Eingeständnis oft hinausgezögert oder ganz verleugnet wird. Lässt man die Dinge, wie es nicht selten geschieht, dann einfach weiterlaufen, ohne Konsequen-

zen zu ziehen, dann vergrößert sich der äußere und innere Schaden weiter. Vertrauende befinden sich dann in einer Sackgasse der Verleugnung.

Das offene Eingeständnis, gescheitert zu sein, kann vom Vertrauenden als unerträgliche Schmach empfunden werden – vom Spott Dritter ganz zu schweigen. Eine Vertrauensbeziehung kann im Einzelfall – vor allem in sehr engen Beziehungen – eine noch tiefere Funktion haben: *Die Vertrauensbeziehung kann zu einem integralen Teil des Selbst der vertrauenden Person geworden sein, so dass ein Bruch des Vertrauens einen Zusammenbruch des Selbst nach sich ziehen kann. Umgekehrt kann eine blühende, sich bewährende Vertrauensbeziehung das Selbst einer Person, die Vertrauen schenkt, wachsen und erblühen lassen.*

Nachdem wir einige Dilemmasituationen von *Menschen, die Vertrauen schenken*, betrachtet haben, möchte ich jetzt einen Blick auf die innere Situation von *Personen richten, denen Vertrauen entgegengebracht wird*. Die Funktionsweise der neuronalen Belohnungssysteme richtet die Motivation des Menschen, wie schon erwähnt, auf gelingende zwischenmenschliche Beziehungen aus. Vertrauen angeboten zu bekommen, ist daher ein neurobiologisch verankertes Desiderat. Vertrauen kann aber bekanntlich nicht einfach verlangt werden. Eine erste grundlegende Voraussetzung, dass mir Vertrauen geschenkt wird, ist, dass ich mich anderen Menschen zeige, dass ich sozial ansprechbar bin und am sozialen Leben teilnehme. Sich zu zeigen – sich also sozial nicht zurückzuziehen oder zu verstecken – erfordert von Menschen, die sich nach dem Vertrauen anderer sehnen, eine eigene Vertrauens-Vorleistung. Bei dieser Vorleistung geht es darum, darauf zu vertrauen, dass die eigene Person bei anderen Menschen ein Mindestmaß von Akzeptanz findet. Wenn ungünstige Vorerfahrungen, auf die ich im dritten Teil meiner Ausführungen

eingehen werde, es einem Menschen unmöglich machen, sich gegenüber anderen zu zeigen, verringert sich die Wahrscheinlichkeit, Vertrauen geschenkt zu bekommen. Zwischen der Angst, sich zu zeigen, und dem Mangel an erlebtem Vertrauen kann sich ein Teufelskreis entwickeln.

Gehen wir einmal davon aus, dass eine soziale Hemmung nicht vorliegt und sich ein Mensch seinen Mitmenschen zeigt. In diesem Falle ist jedes Handeln – implizit – immer auch eine Selbstdarstellung unter dem Gesichtspunkt der Vertrauenswürdigkeit. Dies ist uns in der Regel nicht bewusst. Es geht hier nicht darum, einen falschen Schein zu erzeugen und sich mit falschem Spiel Vertrauen zu erschleichen. Dies ist selbstverständlich möglich, ist hier aber nicht gemeint. Vielmehr sind Menschen implizit darum bemüht, von anderen als vertrauenswürdig wahrgenommen zu werden. Dies kann nur dann gelingen, wenn eine Person in der Lage ist, die Erwartungen anderer in sich wahrzunehmen und sie in das eigene Selbst einzubringen. Die Erwartungen signifikant Anderer gehen unmerklich in die eigene Selbstdarstellung ein, ohne dass dies bedeuten muss, die eigene Identität zu verbiegen. Es geht, dies sei nochmals betont, nicht um falschen Schein (Täuschungsversuche sind, wenn sie nicht sofort durchschaut werden, nicht nachhaltig und scheitern schnell): Die in das eigene Selbst eingelassenen Erwartungen anderer können ein transformierendes Potential entfalten, sie können das Selbst verändern.¹² Dies zeigt sich an der transformierenden Kraft des Zutrauens. Wenn wir einem jungen Menschen sagen: »Ich bin mir sicher, dass Dir dies oder jenes gelingt und dass Du in der Lage bist, dieses Vorhaben zum Gelingen zu bringen!«, dann kann dies sein Selbst verändern.

¹² Bauer, J. (2019).

Zutrauen ist ein besonderer Aspekt des einer Person von anderen Menschen geschenkten Vertrauens. In diesem Sinne können die Erwartungen anderer Menschen eine Person wachsen lassen und zu einem Teil des eigenen Selbst werden. Dies wird dann auch in der Selbstdarstellung gegenüber anderen seinen legitimen Ausdruck finden. Vertrauen entgegengebracht zu bekommen, kann das Selbst eines Menschen also wachsen lassen. Der Einfluss, den das Zutrauen und Vertrauen auf den Vertrauensempfänger haben kann, hat allerdings eine Kehrseite, auf die bereits Niklas Luhmann hinwies: Geschenktes Vertrauen kann die hemmende Wirkung einer »Fessel«¹³ entfalten. Die Fesselung kann durch die Verpflichtung zu Dankbarkeit begründet sein. Sie kann aber auch dadurch eintreten, dass der mit Vertrauen bedachte Mensch die Erwartung auf sich lasten spürt, dass er sich, um seine Verlässlichkeit nicht in Frage zu stellen, nun nicht mehr weiterentwickeln möge, sondern auf Dauer der bleiben möge, als der er im Moment der Besenkung mit Vertrauen einst gesehen wurde.

Die bis hierher gemachten Ausführungen sollten aufzeigen, dass sich durch Vertrauen für beide Seiten, also sowohl für diejenigen, die vertrauen, als auch für die mit Vertrauen besenkten Personen, Möglichkeiten eröffnen. Diese Möglichkeiten betreffen nicht nur die gewachsenen äußeren Handlungsoptionen, sondern schließen Veränderungen ein, die auf das Innere, auf das Selbst der Beteiligten zurückwirken. *Jemandem zu vertrauen, kann einen Menschen wachsen lassen und seiner Entwicklung dienen. Das Gleiche gilt für Personen, die mit Vertrauen besenkt werden.* Im dritten Teil meiner Ausführungen möchte ich zeigen, dass die Wirkungen des Vertrauens über die bis hierher dargestellten noch hinausgehen, wenn wir die Rolle des Vertrauens in den ersten Lebensjahren betrachten.

13 Luhmann, N. (2014), 84.